

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

87]

Roman von C. Viebig.

Er blieb nachdenklich stehen und überlegte — wenn er Urlaub nähme und mit ihr und dem Kinde fortreiste, in ihre Heimat vielleicht —? Sie sprach in der letzten Zeit viel von den blauschimmernden Kiefernwäldern und den niedrigen Dorfhütten und hatte dabei stets ein eigentümliches Flimmern in den Augen; er glaubte ihrer Stimme eine gewisse Sehnsucht anzuhören. Ja, das würde ihr gut thun, in der heimatischen Natur würde sie gesunden! Bessere Zeiten würden kommen, ach ja, bessere Zeiten!

Es war kein selbstisches Empfinden, was ihn seufzen ließ; er dachte nur an sie. Er sah, wie sie sich quälte, und er litt mit ihr. Hilflos dabei stehen und sehen, wie sein geliebtes Wesen leidet, das ist doppelt schwer. Er nahm den Hut ab und ließ den weichen Frühlingwind um seine heiße Stirn säkeln. Es würde schwer zu machen sein, ein Haushalt hier, ein Haushalt dort — aber es mußte gehen! Er rechnete und rechnete.

Da kam sie; er erschrak über ihre finstere Miene.

„Weißt Du was, Elisabeth,“ sagte er und trat hastig auf sie zu, „sowie es warm ist, wollen wir fort von hier. Ich werde um Urlaub bitten.“

Sie sah ihn erstaunt an.

Er nickte und lächelte. „Ich sehe es gar nicht ein, warum Du nicht einmal dahin kommen sollst, wohin Du Dich doch sehnst.“

„Woher weißt Du das — woher?“

„Ich weiß es.“ Weiter sagte er nichts, aber sie errötete — merkwürdig, wie er sie durchschaute! Es wurde ihr fast unbehaglich.

„Ich kann nicht fort,“ sagte sie rasch, „erst muß mein Stück aufgeführt sein. Es ist mir nun klar, ich muß es durchsetzen, koste es, was es wolle!“

„Ruhe Dich erst aus, schone Dich und fange dann mit frischen Kräften an!“ bat er.

„Nein!“ Eine hartnäckige Zähigkeit zeichnete sich um ihre Mundwinkel. „Nein, erst das Stück, dann die Erholung. Wie könnte ich ruhig sein, wenn sich mein Schicksal nicht entschieden hat. Wenn einer zum Tode verurteilt ist, und man läßt ihn angebinden auf dem Henkerblock noch eine Stunde leben, was hat er dann von dieser Stunde Leben? Ich danke Dir?“ Sie nahm seinen Arm und drückte ihn. „Nachher, nachher so gern, aber erst das Stück! Maier sagt, ich muß“ — sie brach ab und sah ihren Mann düster und zerstreut an. „Geh nach Hause, Wilhelm, ich muß noch einen Gang machen.“

„Soll ich Dich nicht begleiten?“ fragte er besorgt; sie sah so blaß aus.

Sie richtete sich straff auf, in jeder Muskel trohige Entschlossenheit. „Du kannst mir nicht helfen, ich muß allein gehen!“

Sie trennten sich. Er ging ohne Widerspruch, er wußte, der reizte sie nur; aber an der Ecke drehte er sich nach ihr um — da stand sie und sah ihm nach — ihre Blicke begegneten sich, rasch kam sie noch einmal zurückgelaufen, sah seine Hand und sah ihm in die Augen. „Du bist sehr gut!“ Dann war sie auch schon wieder fort. — — —

Herr Eugen Goedeke wohnte Klopstockstraße 90; „Sprechstunde von fünf bis sieben“ stand an der Thür. Breite marmorne, mit roten Säulen belegte Treppen führten zum zweiten Stock; auf jedem Treppenabsatz stand eine Palme vor dem Augenscheibenfenster und ein altdeutsches Stühlchen darunter. Goedeke wohnte stylvoll.

Als Elisabeth klingelte, öffnete ihr ein niedliches Mädchen in Hamburger Häubchen und rosa Kleid. Auf einem silbernen Tablettchen nahm sie die Karte in Empfang.

„Herr Goedeke läßt bitten.“

Es öffnete sich ein pompös eingerichtetes Zimmer mit Smyrnateppich, geschmücktem Paneelsopha, schweren Uebergardinen und vielen Oelbildern. Lauter Porträts von Ver-

wandten, man sah es an den seidenen Kleidern der Damen, an der Behäbigkeit der Herren mit dem dicken Stegerring am Zeigefinger. Ueberall Nippes und Kunstgegenstände, bunt durcheinander gestellt; Goedeke hatte die Manie, auf allen Auktionen zu kaufen. Da waren Meißener Tassen und Schäferpaare, da Marat-Bouquets, da Tanagra-Figuren, da bronzene Statuetten, da Gipsbüsten, da venetianische Gläser; auf dem Tisch vor dem Sofa eine riesenhafte Marmorvase mit künstlichen Blumen — lauter prangender Klatschmohn — Goedeke liebte den besonders.

„Womit kann ich dienen?“ Goedeke kam aus dem Nebenzimmer gerannt; er schien Nachmittagschlaf gehalten zu haben, seine linke Wange war dunkelrot und zeigte den Abdruck eines gestickten Kissens. „Oh ja, ich erinnere mich, lange nicht gesehen! Wollen Sie sich nicht placieren?“

Er hatte es nun einmal im Griff, diensteifrig die Sessel zu rücken. Im stillen überlegte er: was wollte die eigentlich von ihm, tauchte die auch mal wieder auf? Etwas wollen, wollte sie. Er setzte sich in Positur.

Elisabeth sah ihn an. In den drei Jahren war er noch röter geworden, noch aufgeblasener; es wurde ihr schwer, die Worte zu finden. Ohne jeden Uebergang sagte sie: „Ich wollte Sie um Ihren Rat bitten, Herr Goedeke.“

„Hah! Er rieb sich die Hände.“

„Ich weiß nicht, ob Sie etwas von mir gelesen haben, ich —“

„Na, erlauben Sie mal!“ Das ging doch nicht anders, wenn jemand seinen Rat wollte, muß Goedeke liebenswürdig sein, das war ihm angeboren. „Ich bin doch kein Prolet!“ Er that ganz beleidigt. „Ich sehe mit der gesamten Produktion unserer modernen Litteratur Hand in Hand. Ich, die jeshäfte Autorin von ‚Einfache‘ — ‚Einfache‘ — er konnte nicht gleich auf den Titel kommen, zum Glück war ihm noch die Hälfte davon eingefallen. Nun verbarg er das Fehlende unter einem getränkten: „Hm, hm — nicht kennen?! Apropos, da war ich vorigen Sommer in Pontrefina, habe lebhaft an Sie gedacht, habe da einen Stoff gefunden — Landleben, Stallduft, Semmerin, Messerstücke und so was — jrohartiger Stoff, ganz was für Sie!“

„Sie sind sehr gütig!“ sagte Elisabeth mit eigentümlich ironischer Betonung; am liebsten wäre sie aufgestanden und fortgegangen. Aber was half's? Sie brauchte ihn. Konnektionen, Konnektionen allein! hatte Maier gesagt. Sie fühlte, daß sie rot wurde; sie schämte sich. „Ich habe ein Stück geschrieben,“ sprach sie dann leise.

„Nanu? Sie —?!“ Er sah sie unter hochgezogenen Augenbrauen an. „So. Das ist ja ganz nett!“

„Es soll gut sein“ — der Stolz kam ihr — „Leute, die viel verstehen, haben es mir gesagt.“

„So.“ Er stützte das glattrasierte Kinn in die Hand und sah wichtig drein. „Hm. Illusionieren Sie sich aber da doch nicht zu sehr! Es giebt heutzutage vielleicht im ganzen fünf, sagen wir sechs Leute, die ein Drama zu beurteilen verstehen. Hm.“

„Es ist gut!“ Mit einer hoheitsvollen Gebärde hob sie den Kopf und sah ihn mit ihren düsteren grauen Augen an, als wollte sie ihn zu Boden schmettern.

Er wurde ganz klein. „Selbstverständlich!“ sagte er rasch. „Sie sind ja auch ganz exzeptionell bejagt; habe ich ja immer gesagt: starke dramatische Ader. Jewiß sehr interessant, höchst interessant!“ Er spitzte den Mund.

„Würden Sie es lesen?“ fragte sie. Sie hätte lieber gleich sagen sollen: „Sie werden es lesen!“ — so befehlend war ihr Ton; sie ließ den Blick nicht von ihm.

Sie imponierte ihm. Donnerwetter, hatte die ein Paar Augen! Es gruselte ihn ordentlich; er wurde sehr geschmeidig. „Lesen? Ich bitte Sie, mit Verjünien!“ Er legte die Hand aufs Herz. „Mir 'ne Ehre!“ Nun machte er eine Verbeugung. „Wieviel Stücke habe ich nicht schon protegirt, i Du meine Güte! Das muß ich sagen, ich habe mich nie jirrt. Ja, der Goedeke ist ein Filou, er hat 'ne Nase, 'ne Nase!“ — er küßte sich auf die Fingerspitzen „na, wo hätte der Schwertfeger denn den Succès mit der Starzynska jehabt, wenn ich nicht jewesen wäre! Rassenstück — Rassenstück.“

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mein Stück lesen wollten.“ Sie zwang sich, eine gewisse Verbind-

sicherheit in ihren Ton zu legen. „Vielleicht, daß Herr Schwertfeger dann —“

„Ja, wissen Sie,“ Goedecke zog die Achseln hoch — „Schwertfeger ist sehr skrupulös, sehr skrupulös!“ Er wiegte den dicken Kopf bedencklich hin und her. „Na, wollen mal sehen, wollen mal sehen!“

„Direktor Schwertfeger hat das Stück bereits gehabt, aber mein Verleger Maier sagte mir, daß ich mich trotzdem durch Sie noch einmal an ihn wenden sollte.“

„Hat er das gesagt? Sagte er das? So?“ Ueber Goedeckes Antlitz glitt ein geschmeicheltes Lächeln. „Freilich, wenn ich was rekommandiere —“ er pustete die Backen auf.

„Der Direktor schrieb mir nicht, warum er es abgelehnt hätte.“

„Zoll, me! : verehrte Frau, er hat es ja jarnicht gelesen! Ich kenne Schussfegern, er schiebt jerne auf die lange Bank! Und denn“ — Goedecke zwinkerte ihr vertraulich zu — „entre namu, er hat ja keine Ahnung, keine Initiative! Da ist Wadler, sein Regisseur, mit dem arrangiere ich alles!“

Elisabeth erhob sich. „Ich schade Ihnen also mein Stück, Herr Goedecke.“ Ihre großen Augen sahen ihn unverwandt an mit einem seltsam verwirrenden Blick. „Und wenn es Ihren Beifall hat, dann“ — sie verzog keine Miene, nur ihre Nasenflügel zitterten leicht „dann — — dann —“

„Na, dann!“ lachte er, „verlassen Sie sich ganz auf mich! Wird Schwertfeger jestedt! Wir visitieren einige von den Hauptkrößen, Egbert Schönstieß und die Mascha. Meinen Freund Wadler, den“ — er schlug sich auf die Tasche — „mit!“ Er hielt ihr siegesicher die Hand hin. „Also schicken Sie mir man gleich das bewußte Sujet. Morgen, übermorgen, werde ich die nötigen Maßregeln ergreifen. Aber selbstverständlich“ — sein Gesicht wurde ernst, er hob ablehnend die Hand — „ich desavouiere mich nicht jerne selbst, aber — nur wenn es meinen Beifall hat, meinen vollen Beifall!“

Als Elisabeth die Treppe hinterstieg, mußte sie sich am Geländer festhalten, das Blut fauste ihr in den Ohren; es war ihr glühend zu Kopf gestiegen und legte ihr einen Schleier mit roten tanzenden Punkten vor die Augen. Nein, so konnte sie nicht nach Hause gehen! Sie schloß die klaren Augen ihres Mannes auf sich gerichtet und hörte ihn fragen: „Wo warst du?“ Sollte sie ihm sagen, bei Goedecke, bei diesem — — diesem — —? Sie hatte selbst in übermütigen Stunden über ihn gespottet, und nun hatte sie bei ihm — ja, heraus damit, ohne Verschönerung! — sie hatte bei ihm gebettelt!

Eine grenzenlose Scham kam über sie; sie hätte sich auf das Trottoir hinwerfen und rufen mögen: Tretet alle auf mich! Ich bin nichts anderes wert, als Euch unter die Füße zu kommen!

Wie auf der Flucht jagte sie die Straße hinunter. Nur fliehen, fliehen vor sich selber, das eigene Ich los werden, dies verzweifelte, gemarterte Ich! In allem Kummer, in allen Enttäuschungen war wenigstens der Stolz geblieben, der Stolz auf sich selber — nun war auch der dahin. Sie wagte die Augen nicht aufzuschlagen — sahen ihr denn nicht alle die Demütigung an?! Sie war unten, ganz tief unten. Gehebt, gepeitscht, ramnte sie davon, sie wußte selbst nicht, wohin. Ihre Kleider flatterten im Frühlingswind; die Vorübergehenden sahen der Eilenden nach.

Nun waren sie im Tiergarten. Weiter, weiter! Immer dichter wurde der Park, verschollener die Wege. Oh, sich wie ein wundes Reh im Dickicht verbergen und da verbhuten, verbhuten umgesehen!

Jetzt krenzte sie die Fahrstraße zum Neuen See; viele Leute spazierten, eine Equipage rollte heran, Elisabeth mußte zur Seite treten. Zwei Damen saßen darin; die eine mit eleganter Einfachheit gekleidet, die andere auffallend in jugendlich hellen Farben mit blumenbeladenem Hut. Es durchfuhr Elisabeth wie ein Stich.

„Warr das nicht die Kreinharr?“ fragte Wlodzimira Starzynska ziemlich laut und drehte sich neugierig um.

„So?“ Eleonore Mannhardt zeigte kein Interesse.

Die Einsame dort am Wege, der die sich drehenden Räder den Staub ins Gesicht wirbelten, hatte die Worte gehört. War es denn noch nicht genug?

Schaudernd sah Elisabeth sich um; jetzt hatte sie die betretenen Wege verlassen, ganz allein ging sie auf dem schmalen Pfad am Wasser; ein feuchter Dunst stieg zu ihr auf und im Gebüsch lagerten noch die gestorbenen Blätter des vergangenen Jahres und moderten. Tot, tot sein wie sie! Tiefser wurden

die Schatten des Abends, der Seespiegel zeigte sich dunkler und dunkler an den Rändern; der Pfad war kaum erkennbar.

Eine ungeheure Todessehnsucht kam auf den Schwingen dieser feuchten Luft. Sie stieg aus der schwarzen Tiefe auf mit verführerischen, lodenden Armen. Sie flüsterte im Rauschen der Bäume.

Sonst kein Laut; kein Ruf; kein Fußtritt.

Sterben, sterben! Elisabeth stand unten am Wasser und starrte hinein; und dann irrte ihr Blick geistesabwesend in die Kunde. Kein Mensch, — ruhig der See, ruhig der Himmel — aber da — — — da — — ihr starrer Blick belebte sich, ihr steinernes Gesicht zeigte eine Regung — da zog ein Stern auf, blaß, kaum sichtbar am noch nicht ganz dunklen Himmel. Da stand er. (Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte wig.

Wenn es schon nicht leicht ist, nach den Handlungen der Menschen deren innerste Gedanken und Gefühle zu deuten, so ist es erst recht schwer, aus den Handlungen der Tiere deren wirkliche Beweggründe zu erraten. Dort wird die Deutung sich nach der Individualität des Beurteilers richten, also eine subjektive sein, bei der Erklärung tierischer Handlungen aber macht sich außer dieser Subjektivität noch die Verschiedenheit des menschlichen und tierischen Seelenlebens geltend. Denn überall ist der Mensch geneigt, der Thätigkeit der Tiere Motive und Gefühle unterzuschreiben, wie sie ihm selber eigen sind. Jeder wird sich von diesem „Anthropomorphismus“, dieser Reizung, Menschliches auf Tiere zu übertragen, nur sehr schwer vollständig befreien können, wenn er sich auch noch so sehr bemüht, die schärfste Kritik an die Beurteilung tierischer Handlungen zu legen. Es ist kaum ein Jahrhundert her, da war dieser Anthropomorphismus noch so stark, daß man z. B. dem Gesange des Vogels denselben Zweck beilegte, wie dem Liederfingen des Menschen in der Kirche. Ich bin nicht mehr so sehr in der Theologie bewandert, aber ich vermute fast, daß in der geistlichen Litteratur noch heute der Vogel „den Schöpfer Dankeslieder singt.“ Die Dichter der romantischen und selbst der darauffolgenden gut bürgerlichen Periode behaupteten sodann noch fest und feif, daß der Vogel singe, um des Menschen Herz zu erfreuen, ähnlich wie die Blume sich schmüde, um bewundert zu werden, oder wie das Rindvieh geschaffen sei, um als Noastbeef mit Salzartoffeln verpeist zu werden. In der Beurteilung tierischer Handlungen drückt sich oft die ganze Weltanschauung einer Zeit aus. Heute gilt der Gesang der Singvögel als das Noamittel, mit dem diese das Weibchen betören und ihren Liebeswünschen gefügig machen. Das ist echt realistisch gedacht, wie es im Sinne unserer Periode liegt und im „Simplicissimus“ verwendet werden könnte. Ob aber diese Deutung des Vogelgesanges nicht doch auch menschlich, allzu menschlich ist? Nicht alles Simple und Realistische ist auch zugleich das Wahre. In einem Artikel „Zur geschlechtlichen Zuchtwahl der Sperlingsvögel“ im Journal für Ornithologie ist Fritz Braun der Meinung, daß der Gesang des Vogels doch nicht diese allgemein angenommene Bedeutung habe. Er hält es für absurd, daß der Vogel Liebeslieder singt oder gar das brütende Weibchen durch seine Lyrik in guter Stimmung und angenehmen musikalischem Annehmense erhalte. Auch ist es ihm unwahrscheinlich, daß das Weibchen die Kunststrichereie spiele und gerade das Männchen wähle, dessen Gesang ihr am besten gefalle. Nach seiner Meinung hat das weibliche Tier überhaupt nicht die alleinige Bestimmung über die Auswahl des Männchens. Würde sie diese haben, so wäre es zweifelhaft, ob gerade die stärksten Tiere Nachkommen erzeugen und so die Art auf der Höhe ihrer Lebensfähigkeit erhalten würden. Die Weibchen würden irgend einen windigen Schwächling, der ein gutes Mundwerk hat, freien, und die Nachkommenschaft würde also erbärmlich ausfallen und die Degenerierung der Art immer weiter um sich greifen. Wir finden den Gesang am wenigsten bei den Vögeln, die gesellig sind, am meisten bei den ganz isoliert lebenden Arten. Gerade bei letzteren aber müßte er, wenn er den Zweck der Veranberung des Weibchens hätte, von großer Wirkung sein. Der Gesang ist aber eben, wie Fritz Braun meint, kein Minnesang, sondern ein Schlaftruf. Durch den Gesang macht sich der männliche Vogel bemerkbar, um die Nebenbuhler herauszufordern oder einzuschüchtern. Es ist oft beobachtet worden, daß die weiblichen Tiere sich um den Gesang des Männchens garnicht bekümmern. Und es ist andererseits sehr bezeichnend, daß der Vogel beim Singen eine Kampfspositur annimmt. Die konkurrierenden Vögel teilen einander ihre Vereitwilligkeit zum Kampfe mit, die schwächeren verstummen und machen sich wahrscheinlich unbemerkt aus dem Staube. Die starken dagegen balgen und zanken sich die ganze schöne Frühlingszeit herum, und der stärkste, der Sieger führt die Braut heim, einfach weil er nicht zuläßt, daß ein anderer ihr nahelkommt. Ohne Zweifel würde nach dieser Erklärung der Zweck der Natur, die kräftigsten Individuen zu erhalten, am besten erreicht. Das Weibchen ist nicht der Schiedsrichter über die Tüchtigkeit der Männer, sondern die Männer erproben ihre Stärke im Kampf und der stärkste wird der Erzeuger einer neuen Generation. Auch die auffällige Färbung

der Vogel soll nach Braun nicht nur als Reizmittel auf das Weibchen wirken. Die Kontrastfarben zum mindesten, die den Vogel viel größer erscheinen lassen, als er ist, sind darauf berechnet, den Nebenbuhler einzuschüchtern. Dagegen sind allerdings die gleichmäßigen Brunkfarben als ein Schmuck anzusehen, welcher auf das Gemüt des Weibchens wirken soll. Die Balzflüge, welche die männlichen Tierchen vieler Vogelarten unternehmen, sind wiederum die richtigen Kampfstreiftzüge, bei denen gleichartige Männchen durch Gefang und wildes Gebahren einander gegenseitig zu imponieren und aus dem Felde zu schlagen suchen. Mit der Paarung haben diese Vögel sicher nichts zu thun. Dagegen sind die seltsamen Hochzeitstänze, die die Männchen einiger Vogelarten vor den Weibchen aufzuführen, ganz ohne Zweifel nur darauf berechnet, das Gefallen des Weibchens zu erregen. Aber eben diese Hochzeitstänze sind doch nur eine Ausnahmerscheinung, und gerade diese hat man verallgemeinert. In der Regel aber spielt das Weibchen eine mehr passive Rolle bei der Auswahl des Männchens, und Gefang und Farbenschmuck sind Waffen, durch welche die männlichen Tiere ihre Nebenbuhler einzuschüchtern suchen.

So oft die Lebenserscheinungen der Tiere menschlich gedeutet werden, vielleicht noch öfter werden sie menschlich benannt. Viele Forscher, welche von einem Ameisenstaat reden, wissen, daß dieser Ausdruck sich mit den Vereinigungen der Ameisen gar nicht deckt. Aber das ist die Tüde der Sprache! Hat erst eine Sache einen Namen, dann hält sich jeder an den Namen und studiert und disputiert an ihm herum, ohne daran zu denken, daß in Wirklichkeit nur die Sache existiert, und irgend ein Herr zu seinem und anderer Leute Vergnügen ihr den Namen Staat gegeben hat, weil er keinen besseren oder schlechteren Ausdruck fand. Gerade die Ameisen und die Bienen haben sehr oft das Schicksal gehabt, daß ihre Handlungen und Eigenheiten mit Ausdrücken belegt wurden, die dem menschlichen Leben entnommen sind. Nach der Benennung kann ein naiver Mensch glauben, daß die Ameisen gebildete Leute sind, die sich Mitteilungen machen und Signale geben, Sklaven halten und Besuch bewirten, sich Pflanzengärten anlegen und Milchläse halten. Ja, thun sie das nicht alles in Wirklichkeit? Nun ja, sie thun es und thun es auch nicht. Sie thun es wie jener Affe, der den „Kladderadatsch“ las und über die faulen Wäse lächelte. Warum sollte nicht so ein Vierhänder das bewußte Blatt einmal vor sich legen, in dasselbe hineingucken und dabei Grimassen schneiden, die einer als ein malitioses Lächeln deuten kann? Mit den Ameisen ist es fast ebenso. Nehmen wir die famosen Milchläse der Ameisen. Es sind natürlich keine Läuse, und von Milch ist auch nichts zu bemerken. Es sind vielmehr — Läufe, Blattläuse, welche einen fleberigen, zuckerigen Saft absondern. Die Ameisen, Ledernäuler wie sie sind, lieben diesen Saft, und die Blattläuse sind, wie es scheint, froh, jemanden zu finden, der ihnen diese fleberige Masse, von der sie sich nur schwer befreien können, abnimmt, d. h. ableckt. Weiden Tieren ist also auf diese Weise geholfen und wir haben hier eben einen Fall von Symbiose (Lebensgemeinschaft) vor uns, wie er ziemlich häufig in der Natur vorkommt. Daß zwei Tiere sich aber bewußt zur Ausbeutung irgend welcher Naturkräfte zusammenschließen sollten wie Cohn, Schulze u. Co., oder gar, daß die Ameisen sich eine Milchläse halten wie ein Sechsdreierrentnier in einem Vorort, zu diesem Glauben kann wirklich ein naiver Mensch bei der wild-phantastischen Ausdrucksweise mancher Forscher kommen. Allerdings wirken manche thätiglichen Vorgänge im Leben der Ameisen zunächst recht verblüffend. Erst jüngst berichtet A. Forel, daß zwei Herden von ganz verschiedenen Ameisen neben einander herzogen, um Nahrung aufzusuchen. Sie besahen sodann ein verlassenes Termitenwüst und wählten gemeinschaftlich, wenn auch in verschiedenen Ecken in diesem geräumigen Heim. Was könnte aus dieser seltsamen, aber interessanten Thatsache nicht alles gemacht werden, wenn sie einem besseren Dichter in die Hände fielen. Könnten nicht die Ameisen als Mietsherren dargestellt werden, als Mieter und Untermieter, und das gemeinschaftliche Ausziehen zweier verschiedener Ameisenarten, womit könnte dies nicht alles verglichen werden, zum Beispiel wenn man die alte Geschichte zu Rate zieht, oder die neue und neueste, die französisch-russische Alliance und ähnliches. Wenn man die nackten Thatsachen betrachtet, so ist ein solches Zusammenleben oder Nebeneinanderleben nicht wunderbarer als etwa die Erscheinung, daß Müllenschwärme sich an Gasherden festsetzen. Die Müllen nehmen ohne Zweifel durch den Geruch wahr, wo etwas für sie zu holen ist. Ähnlich mögen die von Forel erwähnten Ameisen durch Geruch oder durch andere Sinne dazu angeregt werden, in der Nähe von einander zu bleiben. Weiter ist nichts nötig, als diese eine Voraussetzung, daß ein durch die Sinneswahrnehmung angeregter Trieb die beiden Ameisenarten zusammenbringt. Alles andere ergibt sich daraus. Das scheinbar planmäßige Zusammenkommen der beiden Tierarten, ihr gemeinsames Wandern zur Nahrungsstelle, ihr „Zusammenwohnen“ in einem „Haufe“, alles das ist kein bewußtes Handeln, vielleicht nicht einmal Instinkt, sondern nur eine Reflexbewegung, ein Reagieren auf äußeren Reiz.

Wenn jemandem plötzlich ein helles Licht vor die Augen gehalten wird, so drückt er die Augen zu und sucht den Kopf wegzuwenden. Ähnlich mag von den beiden Ameisenarten ein Reiz ausgehen, der beide zu einander treibt. Auf diese Weise hat schon vor einiger Zeit A. Weisbe die scheinbar komplizierten Instinktregungen der Ameisen und Bienen erklärt. Jetzt führt Jacques Loeb in seinem Buche „Einführung in die Gehirnphysiologie“

(Leipzig, A. Barth) ein interessantes Beispiel an, aus dem man ersehen kann, wie ähnlich oft Bewußtsein und unwillkürliche Reaktion auf Reize sich äußern. Einer Secrofe, einem korallenartigen Tier, dessen Körper im wesentlichen aus einem mit Mundöffnung versehenen Verdauungsfaß besteht, wurde ein Stück mit Seewasser durchtränktes Filterpapier vor die Fühläden geschoben, die sich an der Mundöffnung befinden. Die Secrofe griff mit ihren Fühlern nicht zu, sondern schob das Papier sogar mit den Fühlern hinweg. War das Papier dagegen mit Fleischsaft durchtränkt, so saßten die Tentakeln daselbe sofort fest und schoben es in den Mund hinein. Wie klug! würde mancher denken! Gleicht das Tier nicht jenem Engländer, der eine Portion Schweinebraten nach der anderen zum Fenster hinauswarf, bis ihm der Kellner endlich die gewünschte Kalbsleule brachte! Eine Secrofe ist aber kein Engländer, der Unterschied ist unter anderem der, daß das Tier gar kein Nervensystem besitzt, vielleicht nicht einmal den geringsten Ansatz dazu. Eine vernünftige Wahl kann es deshalb unmöglich vornehmen. Jedenfalls wirken die verdaulichen und die unverdaulichen Speisen verschieden auf die Fühler, so daß diese abwehrende oder zugreifende Bewegungen machen. Wird an dem Tiere neben der natürlichen noch eine zweite, künstliche, Mundöffnung hergestellt, so wächst auch um diesen neuen Mund ein Kranz von Fühläden. Beide Mundöffnungen machen sich nun den ihnen vorgeschobenen Nahrung streitig, oder wenn der künstliche Mund zuwächst, so versuchen die Fühler trotzdem noch, allerdings vergebens, die Nahrung in die zugewachsene Stelle hineinzuschieben. Man sieht also, daß es bei der Secrofe mit dem Verständnis nicht weit her ist, und daß auch ihre scheinbar so vernünftigen Handlungen nur Reflexbewegungen sein können. Damit ist nun nicht gesagt, daß alle diese seltsamen Aeußerungen des Tierlebens mit ihren tausendfachen Komplikationen schon erklärt wären. Es ist nur verlehrt, gewissen tierischen Handlungen eine menschliche, geistige Deutung zu teil werden zu lassen, bloß darum, weil sie zufällig gewisse Ähnlichkeit mit menschlichen Handlungen zeigen. Für den, der das Drieleben der Tiere erklären will, ist das Fischen einer angegriffenen Eidechse nicht weniger rätselhaft als die Symbiose gewisser Ameisen mit Pflanzen, bei welcher diese Kerbtiere gegen „freie Kost und Wohnung“ die Pflanzen bewachen und schnell wie ein Staatsanwalt gegen jeden Anstößigen, der sich an dem also privilegierten Gewächse vergreifen will. So heimtlich uns gerade in dem letzteren Falle die Verhältnisse amuten, so steckt in ihnen doch ebensowenig Geist wie im Fischen der Eidechsen. Und man muß zugeben, daß die Natur auch ohne Geist weiter bestehen könnte. Im Walten der Substanzen und Kräfte, im Ja- und Durcheinander der Wesen kommen seltsam komplizierte und mit einander korrespondierende Gebilde und Erscheinungen zu stande, die den Eindruck der schärfsten Heberlegung machen und an Großartigkeit die Werke menschlicher Intelligenz weit hinter sich lassen. —

Kleines Feuilleton.

— Ein schreckliches Telegramm. (Nachdruck verboten.) Der Kaufmann stieß einen Schrei aus und sank in seinen Stuhl zurück. Ein Telegramm fiel aus seiner bebenden Hand. Seine Augen standen weit offen, sein Gesicht war kreidbleich, und dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Die Leute im Comptoir flüsterten miteinander.

„Ein Herzleiden?“ fragte der eine.
 „Nein, der Alte wird wohl Zahlungsschwierigkeiten haben,“ sagte ein anderer. „Ich habe so etwas gehört. Wir werden uns nach einer anderen Stelle umsehen müssen.“ —

„An die Arbeit! Er kommt wieder zu sich.“
 Der Kaufmann trödete sich die Stirn, seufzte verzweifelt, nahm das Papier von der Erde auf, stampfte mit dem Fuße auf, als ob er dadurch alle seine Entschlossenheiten sammeln wollte, legte das Telegramm auf den Schreibtisch und zwang sich, die bittere Botschaft noch einmal zu lesen. Sie lautete:

„Liebster James! — Bitte, schide mir sofort die Taille zu meinem Grosgrain-Anzug. Du wirst schon wissen, welche ich meine; sie hat vorn Aufschläge, und auf dem Rücken ein Muster in Kettenstick. Sie liegt in dem unteren Koffer in dem Schrank neben dem Hinterzimmer, unter Deinem Winterüberzieher. Ist sie da nicht, so muß sie in der versiegelten Schachtel auf dem dritten Brett des Schranke im Vorderzimmer sein. Solltest Du sie da auch nicht finden, so ist sie anderswo. Die Kofferschlüssel liegen in der zweiten Garderobenschublade, wenn sie nicht im Toilettenstisch liegen; vielleicht liegen sie auch in einer Borse auf einem Kamin. Wade die Taille so ein, daß sie sich nicht drückt. Oh! James, bitte, sei nicht böse. Deine Dich liebende Frau.“ —
 (Nach „Lits-Bits“.)

— Die Furcht vor den Büchern. Unter diesem Epitittel bringt die „Frankf. Ztg.“ aus Bonn folgende Zuschrift: Bei der üblichen Gedächtnisfeier in der Universitäts-Hula, womit das Sommersemester seinen Abschluß zu nehmen pflegt, hielt Herr Prof. Dr. Anton C l e r (Klassische Philologie und Philosophie) einen Vortrag über die literarische Bewegung der Gegenwart bezw. über das Buch und die Bibliothek. Die Fortschritte in der literarischen Erzeugung seien „mit banger Sorge“ aufzunehmen, die Zahl der Bücher schwellte lawinenartig an, und ein Ende sei nicht abzusehen.

Der Segen der Schwarzkunst werde zum Fluche, hingegen der Gewirzfrämer, der seine Ware in Sicherpapier verpade, zum Wohltäter der Menschheit. Die Bibliothek werde immer mehr zum Friedhofe des Papier gewordenen Menschengewisses. Wenn es so weiter gehe, werde man die Berliner Bibliothek nach der Lüneburger Heide verlegen, überhaupt die Bibliotheken bergmännisch abbaren müssen. Das Buch werde zur „volkswirtschaftlichen Ungeheuerlichkeit“. Der Gelehrte, der nicht schreibe, sondern sich mit der Rolle eines Handlangers in der Wissenschaft begnüge, erwerbe sich das größere Verdienst. Nach der letzten Chronik koste in der Pommer Universität - Bibliothek das Ausleihen eines Buches 2 M., jede Auskunst 1 M. Redner kam dann auf das jetzige System der Bibliothek-Kataloge zu sprechen, das er für verfehlt hält, namentlich die alphabetische Ordnung. Die Bücher sollten in knappster Form nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet werden. —

Zum Sonnen der Betten. Die Ansicht ist vielfach verbreitet, die Betten in der größten Sonnenhitze zu sonnen, und viele Hausfrauen sind froh, wenn sie einen recht heißen, sonnigen Tag zu ihrer Ausputzerei gewonnen haben. Es sei deshalb darauf aufmerksam gemacht, daß die sengenden Sonnenstrahlen den Betten mehr schaden als nützen. Die Federn werden, wenn nicht gerade verbrannt, so doch wenigstens merklich mürbe. Ein schöner, etwas bewegter Tag eignet sich, wie der „Praktische Wegweiser“, Würzburg schreibt, viel besser zum Sonnen der Betten; dabei ist nicht zu unterlassen, die Federn recht fleißig zu schütteln, damit durch die Wärme der Sonnenstrahlen die in Folge des längeren Gebrauches stattgefundene Verfilzung der Federn beseitigt und der Staub aus den Betten vertrieben wird. Daß beim Sonnen der Betten auch Vorsicht und Reinlichkeit nötig ist, braucht nicht erst wiederholt zu werden. Beim Schütteln der Betten, zu welcher Arbeit immer zwei Personen nötig sind, fasse man die Ecken der Betten, um sie nicht zu beschmutzen, mit reingewaschenen Händen an. Je kräftiger die Betten geschüttelt werden, desto mehr quellen sie auf und um so besser werden sie vom Staub befreit. Das Ausklopfen mit dünnen Nöhren genügt nicht allein, um die Federn wieder recht locker zu bekommen. Auch die frisch gesontnen Betten, wenn sie in Gebrauch genommen werden, ehe sie wieder gut ausgelüftet sind, verursachen, daß sich die Federn zusammenballen und feucht werden. Man vermeide also, die Betten „warm“ aneinander zu legen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, wie nötig es ist, die Betten, ehe sie am Morgen gemacht werden, erst tüchtig anslüften zu lassen und jedes Mal gut zu schütteln. Andernfalls wird das Bett für denjenigen, welcher darin schlafen soll, ungesund; jedenfalls ermöglichen solche schlecht gelüftete Betten keine erquickende Nachtruhe. —

Völkerkunde.

gk. Ueber die Anthropophagie im heutigen Südamerika veröffentlicht Theodor Koch in dem soeben erschienenen „Internationalen Archiv für Ethnographie“ einen eingehenden Bericht. Eine bei den Indianern Südamerikas noch sehr verbreitete Sitte ist die Gewohnheit, Stammesmitglieder zu töten, die durch Alter und Krankheit für den Stamm ein Hindernis geworden sind. Die Majorunas verzehren noch heute die Alten und Kranken des eigenen Stammes, ohne Vater oder Kind zu schonen. Das wird häufig bei schweren Krankheiten als Akt der Pietät aufgefaßt. Der Reisende Oculati erzählt von den Majorunas, er habe einmal einen kranken, getauften Indianer dieses Stammes weinend getroffen und ihn um die Ursache seines Kummers gefragt. Da habe jener geantwortet, jetzt würde er bald von den Wärmern gefressen werden; wäre er nicht getauft, so hätten dies seine nächsten Verwandten gethan. Das letztere wäre ihm also lieber gewesen. Die Yanuas am oberen Amazonasstrom verzehren das Mark aus den Knochen ihrer Toten, weil sie glauben, daß dadurch die Seele der Verstorbenen in ihren Körper übergehe. Die Tschibos am Pachitea scheinen mit dem Verzehren der Greise ihres Stammes einen religiösen Akt zu verbinden. Sobald dem Greis angezeigt wird, daß sein letzter Tag gekommen ist, giebt er Zeichen der Freude und sagt, er werde nun bald seine alten Freunde wiedersehen. Ein großes Fest wird vorbereitet, und das Opfer mit der Keule erschlagen. Von dem Fleisch darf nicht das geringste verloren gehen, selbst die Knochen werden zerstampft in den Machato gethan und getrunken. Niemals aber verzehren sie das Fleisch der Weiber, weil sie es für „giftig“ halten und fürchten, durch seinen Genuß feige zu werden und weibliche Eigenschaften auf sich zu übertragen. Bei den Botoluden verzehren die Mütter öfters ihre verstorbenen Kinder aus Zärtlichkeit. Wenn der Vater alt und unfähig ist, auf den Wanderungen mitzukommen, so bittet er selbst seinen Sohn, ihn zu töten. Der Körper wird gebatzen und von der ganzen Familie unter Heulen und Schreien verzehrt. Herbera berichtet über den Kanibalismus der Eingeborenen von Conca im heutigen Columbia, daß „der Mann sein Weib ißt, der Bruder den Bruder oder die Schwester, der Sohn den Vater.“ Man ist jetzt allgemein von der Annahme abgekomen, daß die anthropophagischen Stämme aus Wohlgeschmack am Menschenfleisch diesem Gebrauche huldigen. Gerade in den heißen, tropischen, von jagdbaren Tieren belebten Gegenden ist die Anthropophagie am verbreitetsten. Nachsucht, religiöse und andere psychologische Motive spielen bei den Indianern Südamerikas eine große Rolle. Der

furchtbare Haß, der unter den verschiedenen amerikanischen Völkern herrscht, führt sie oft dazu, ihre Gefangenen aus Rachsucht zu verspeisen. Diese Sitte soll z. B. bei den Tupi, die früher keine Antropophagen waren, durch das Beispiel einer Frau sich eingebürgert haben, die sich auf den Mörder ihres Sohnes warf und ihm die Schulter zum Teil abfraß. So zerreißen auch die Yaren-tintins die, die lebend in ihre Hände fallen, mit ihren Zähnen. Ähnliche Fälle von Rachsucht finden sich bei den meisten süd-amerikanischen Stämmen. Als der grausamste Stamm am oberen Amazonasstrom gelten die Tschibos. Sie verzehren stets ihre Gefangenen und sind daher bei den benachbarten Stämmen sehr verhaßt. —

Astronomisches.

ie. Sauerstoff und Stickstoff auf Fixsternen. Der englische Astronom Huggins, der sich durch seine Untersuchungen über die die Fixsterne zusammensetzenden Elemente bedeutende Verdienste erworben hat, ist wiederum zu einem wichtigen Ergebnis gelangt. Wie er den „Astronomischen Nachrichten“ mitteilt, findet sich in den Spektra gewisser Sterne, die sich durch das Vorhandensein von Helium auszeichnen, außerdem eine dunkle Linie, die der hellsten Linie des Stickstoffs im Spektrum entspricht. Sicher nachgewiesen ist diese bedeutsame Thatsache bei zwei der größten Sterne im bekannten Wilde des Orion, und zwar im Rigel und in der Bellatrix. Im letzteren Sterne wurden auch noch andere Linien, die dem Spektrum des Stickstoffs entsprechen, entdeckt. Huggins hält es danach beinahe für gewiß, daß auf diesen Sternen Stickstoff vorhanden sein muß, ebenso wie er von der Gegenwart des Sauerstoffs daselbst nach seinen Untersuchungen überzeugt ist. Besonders auffallend ist der Umstand, daß die beiden Gase gerade auf Sternen erscheinen, die einen Gehalt an Helium besitzen. —

Humoristisches.

- **Schreckliches Ende.** Huberbäurin (zur Weitbäurin): „Ebe ischt der Heiblebäura ihr Maag'störbe; s'ischt arg schwer gange, bald umabracht hats'n.“ —
- **Strenge Erziehung.** Tochter: „Papa, Alfred ist mir das Teuerste auf Erden, gib uns Deine Einwilligung zur Heirat.“
Vater: „Nichts da, Du brauchst nicht immer das Teuerste zu haben!“ —
- **Strandbetrachtung.** Vater (eine Qualle betrachtend): „Merkwürdig sieht so'n Dings doch aus!“
Sohn: „Ja, Vater wie 'ne gestörne Ohrfeige!“ — („Lust. Bl.“)

Notizen.

- **Im Neuen Opern-Theater** will ein amerikanischer Unternehmer im Winter zehn große Subskriptions-Konzerte unter der Leitung hervorragender Dirigenten (Pietro Mascagni, Lamoureux) geben. Den Konzerten sollen öffentliche Generalproben vorausgehen. —
- **Von „Godejos, die Lügenkomödie“**, einem dreiaktigen Fastnachtspiel von Jakob Wassermann, das am Breslauer Sommertheater zum ersten Mal aufgeführt wurde, fanden die ersten Akte eine warme Aufnahme, der dritte Akt wurde abgelehnt. —
- **Zu einer Ballet-Pantomime**, die Hans v. Hopfen verfaßt, hat Raoul Mader in Wien die Musik komponiert. —
- **Der occultistische Schriftsteller Dr. Karl du Prel** ist im Alter von 60 Jahren am Freitag in Heiligkreuz bei Hall in Tirol gestorben. —
- **Das Recht, den Katalog zur Pariser Weltausstellung 1900** herauszugeben, hat die Gesellschaft Lemerrier für 453 000 Fr. erworben. —
- **In Baden-Baden** ist am Sonntag der 7. internationale veterinär-medizinische Kongreß zusammengetreten. Gegen 1000 Teilnehmer sind angemeldet bezw. eingetroffen. Der Kongreß wird sich hauptsächlich mit der Frage von Schutzmaßregeln gegen die Verbreitung von Tierseuchen und der Frage des internationalen Tierverkehrs befassen. —
- **Im „Grünen Hof“** in Sandshausheim bei Heidelberg bildet ein Rebstock eine Laube von 20 Meter Länge und 8 Meter Breite. Er trägt 3000 wohl ausgebildete Trauben, die bald reifen werden. —
- **Im Kreise Sfolikamsk** des Gouvernements Perm ist ein Mammoth-Skelett aufgefunden worden. Es wird ins naturwissenschaftliche Museum der Universität Kasan gebracht werden. —
- **Ein neues Steinkohlenlager** ist westlich von Laurensberg bei Aachen, zwei Kilometer von der holländischen Grenze in einer Tiefe von 300 Metern erschloren worden. Bisher war das Vorhandensein von Steinkohlen in dieser Gegend bestritten worden. —